

*Marielene Leist*

## Mein Antisemitismus

Spurensuche

Wir hatten uns etwas auf unsere Vorurteilslosigkeit zugute gehalten. In Köln, so meinten wir, gäbe es keinen religiösen Fanatismus, und weder für das Kaiserreich noch für Hitler hätten wir uns eifrig engagiert. Wir ließen Gott einen guten Mann sein, ließen die Protestanten leben und duldeten großzügig die Juden unter uns.

Habe ich je ein böses, herabsetzendes Wort in meiner Kindheit über die Juden gehört? Die Juden waren gegenwärtig in Ausdrücken wie „Hier ist es ja so laut wie in einer Judenschule“. Oder: „Nur keine jüdische Hetze!“ Gegenüber den aufdringlichen Plakaten und Schmähparolen der Nazis waren wir immun. Da fühlten wir uns auf der Seite der Angegriffenen, wurde ja auch die Kirche von den Nazis nicht geschont. Da empfanden wir solidarisch.

Nein, wir haben uns immer für aufrechte Philosemiten gehalten, vorurteilsfrei unseren jüdischen Mitbürgern gegenüber. Nach dem Krieg begeisterten wir uns für den Staat Israel, pflegten Kontakt mit unseren jüdischen Freunden, zitterten im Jom-Kippur-Krieg um das bedrohte Land, teilten die Trauer über die Gefallenen und hatten immer noch keine Ahnung davon, daß es mit unserer positiven Einstellung gar nicht so weit her war. Wir glaubten, eindeutig in der Nazizeit für unsere jüdischen Freunde eingetreten zu sein.

Ich muß sehr genau meine Kindheit und Jugend ausleuchten, um meine ungeklärten Gefühle aufzudecken. Meine jüdischen Freundinnen waren zu Hause genauso willkommen wie die anderen. Dennoch war es uns immer bewußt, daß sie Juden waren. Auch mit unseren jüdischen Nachbarn verkehrten wir freundschaftlich. Wir stiegen von einem Garten in den anderen, spielten Versteck durch die nebeneinanderliegenden Kellerräume. Wir blonden Mädchen stachen schon früh von dem dunkel- und lockenhaarigen Nachbarssohn ab. Die Erwachsenen pflegten keinen gesellschaftlichen Verkehr miteinander, aber im Notfall hätte man sich immer geholfen. Auch andere Geselligkeit, außer mit Verwandten, kannten meine Eltern kaum.

Auch habe ich nie etwas Herabsetzendes oder Negatives über Juden gehört. Der Verkehr mit meinen Schulfreundinnen regelte sich sowieso von selbst. Die armen Kinder aus der Arbeitersiedlung waren uns fremder als die jüdischen Mitschülerinnen, die aus den gleichen sozialen Verhältnissen kamen. Die jüdischen Mitschülerinnen besuchten nicht den katholischen Religionsunterricht in der

konfessionellen Volksschule, wie sie in meiner Kindheit üblich war. Wir hatten jüdische Mitschülerinnen, aber keine protestantischen. Wir fühlten uns, wie man damals sagte, „streng katholisch“ und besuchten täglich die Messe, die in der Pfarrei St. Joseph von unserem Pfarrer, dem späteren Kardinal Frings, „gelesen“ wurde.

Über den Rabbi, der einmal wöchentlich in die Schule kam und durch seine Tracht unser leicht spöttisches Verwundern wachrief, dachten wir selten genug nach. Wir bedauerten unsere Mitschülerinnen, die das schwierige Hebräisch lernen mußten und, welch ein Unsinn, ein Buch von hinten zu lesen anfangen.

1935 ging es auf das Gymnasium. Von da ab verloren sich alle jüdischen Schülerinnen bis auf Annerie, die das genaue Abbild jener bekannten Fotografie der Anne Frank war: zart, vornehm, ängstlich, jüdisch. Wir fragten nicht danach, ob sie eine Jüdin sei oder nicht. Was tat's? Sie war katholisch, war mit uns zur Erstkommunion gegangen und unsere beste Freundin. In der schrecklichen „Reichskristallnacht“ hatten wir Angst um sie. Aber der Familie war nichts geschehen. Im Krieg wurde der Bruder Offizier. Erst nachträglich begriffen wir, daß Annerie keine Jüdin war. Aber wichtig für uns ist das nicht gewesen.

In der Volksschule war meine besondere Freundin Marlies Samuelsdorf, ein bildschönes jüdisches Mädchen aus der Nachbarstraße, das mir durch seine Sanftheit und freundliche Klugheit in Erinnerung geblieben ist. Ich habe mich für ihre Freundin gehalten. Aber als ich 1935 auf die Höhere Schule ging, habe ich mich nicht darum gekümmert, was mit ihr geschah. Sie ertrug mit Sanftmut meine unausstehlichen Seiten, meine Aggression, meinen Vorwitz, meine Anmaßung.

Eines Tages bat sie darum, getauft zu werden. Ich war von diesem Gedanken begeistert. Wir schmiedeten Pläne. Ich dachte, es müßte in der Kirche sein, war mir aber gewiß, daß wir dazu keinen Priester brauchten. So gut theologisch geschult war ich durchaus mit meinen neun Jahren. Letzten Endes habe ich doch nicht gewagt, Marlies in unsere Pfarrkirche mitzunehmen, ihr das Weihwasser über die lockigen Haare zu gießen und dabei die Taufworte zu sprechen. Aber wer weiß, wenn Marlies energischer darauf gedrängt hätte, vielleicht wäre es dazu gekommen.

Lange Zeit habe ich belustigt an diese Erinnerungen zurückgedacht. Später erst ist mir gekommen, unter welchem Druck Marlies wohl schon 1935 sich gefühlt haben muß, wenn sie wünschte, so wie wir sein zu dürfen. Auch sie war der Verfügung erlegen, die andern für die besseren zu halten und ihre eigenen Eltern geringzuachten.

Ganz anders ging es mir mit Trudeli. Sie hatte bräunlich-blonde Haare, glatt wie wir, sie sah den anderen jüdischen Mitschülerinnen nicht ähnlich. Sie fiel bei uns weniger durch ihr Jüdischsein auf als durch die Extravaganzen ihrer Mutter, die Trudeli vorschrieb, wieviel sie bei unseren gemeinsamen Kindervisiten essen durfte. Ein halbes Stück Kuchen, mehr nicht. Wir selbst schmausten nach Her-

zenslust und wurden wegen unserer Verfressenheit von Trudeli wortreich mißachtet. Daß wohl Neid unseres hemmungslosen Konsums wegen dahinterstecken könnte, darauf sind wir nicht gekommen.

Und eben an Trudeli machen sich meine bösen Erinnerungen fest, immer noch unverarbeitet, fast haßerfüllt. Trudelis Mutter forderte mich auf, mit ihnen ins Stadion schwimmen zu gehen. Auf dem Weg nach Müngersdorf sagte sie: „Mit dir kann man ja noch verkehren.“ Das klang so, als ob sie mir eine Ehre antäte, mich mitzunehmen. Aber sie wollte damit wohl sagen, daß sie nicht befürchten müsse, von meiner Familie gekränkt zu werden.

Die nächste Erinnerung betrifft zwei Vorfälle in der Schule, über die mein ganzer Freundinnenkreis bestürzt war. Trudeli klärte uns auf. Und zwar in einer Art und Weise, die Besserwissen, Spott, Herabsetzung unserer Mutter wegen schweinschen Verhaltens enthielt. Nein, was Trudeli sagte, wollten wir nicht glauben. Wir wandten uns, weniger beschwerend als hilfesuchend, an unsere Lehrerin, sie solle Trudeli das Maul verbieten und uns vor so bösen Unterstellungen schützen.

Um die gleiche Zeit herum geschah ein Zweites. Trudeli kam in die Schule und wußte einen bösen Vers auf Jesus, der ungefähr sich so reimte: „Jesus Christ, du bist ein Biest.“ Das war ein Sakrileg. Daß jemand uns auf diese Weise kränken könnte, hatten wir bisher nicht erlebt. Ob wir abermals Hilfe bei unserer Lehrerin suchten? Ich erinnere mich nicht. Ich fühlte mich tief gekränkt und zog mich von Trudeli zurück. Ob diese Erfahrung mit Trudeli mein unbewußtes Bild von den Juden mitgeprägt hat?

Eine weitere Begegnung mit einem anderen jüdischen Mädchen hat ebenfalls in mir stummen, hilflosen Haß zurückgelassen. Annette wohnte auf der Aachener Straße. Sie nahm mich mit auf die stille Raschdorfstraße. Dort malten wir, wie es üblich war, ein Hüpfekästchen und vergnügten uns mit Springen, Fußwechsellern und Wenden, wie es die Vorschriften und Regeln des Kinderspiels vorsahen. Als es Abend wurde, sagte sie, jetzt müsse ich das Hüpfekästchen wieder entfernen. Die Polizei käme, man dürfe nicht auf die Straße malen, das sei strafbar. Sie drohte mir, sie machte mir Angst. Ich glaubte es. Ich war überhaupt von einer tumben Torheit. Ich kannte nur die Drohung der Mutter oder der Geschwister: „Das werde ich dem Vater sagen!“ Dieses Drohwort war schon schlimm genug und stand wie eine finstere Wolke stundenlang über dem Tag. Konnte man schon mit dem Vater nicht verhandeln, so blieb gegenüber der Polizei kein Funken Hoffnung. Mir kam nicht einmal der Gedanke, daß Annette ebenso wie ich für die Straßenzeichnung haftbar sei.

Mir wurde klar: Mein Vater hätte vor unserem Haus nie eine derartige Verunstaltung geduldet. Mir war aber deutlich bewußt, daß nicht alle Väter so streng und genau waren. Und ich hatte geglaubt, im Haus von Annette stünde man solchen Kinderbedürfnissen verständnisvoller gegenüber. Ich war also wieder einmal aus meinem ungetrübten Kinderhimmel auf die harte Erde hinuntergefallen.

Nichts war mit unbekümmertem Spiel, nichts mit Gewährenlassen und Verständnis. Im Gegenteil. Nun drohte nicht nur der Vater, sondern gar die Polizei. Ich sah mich erbarmungslosen Konsequenzen ausgesetzt. Ich war hilflos, ich wußte nicht, wie ich die harmlosen Kreidestriche zum Verschwinden bringen konnte.

Mit Schauern erinnerte ich mich dieses Vorfalls, als ich 1938 hörte, wie in Österreich nach dem Einmarsch Hitlers Juden auf den Knien die Straße mit Hilfe von Zahnbürsten reinigen mußten. Ich glaube, es kam mir wie eine makabre Vergeltung vor. Aber 1938 war ich schon zu Mitleid und Entsetzen fähig.

Das sind meine Erinnerungen, gute und ungute Erfahrungen mit jüdischen Mitschülerinnen bis 1935. Die Ambivalenz ist deutlich: Tief empfundenes Sich-hingezogen-Fühlen zu der sanften Marlies und zugleich haßerfüllte Betroffenheit über die Arroganz und die Heimtücke der beiden anderen.

Die gleiche Ambivalenz erlebte ich daheim. Dort war sie aber fast noch schwerer zu durchschauen als die Ereignisse in der Schule. Da war unser geliebter Kinderarzt, der nur allzuoft zu der Geschwisterschar gerufen und von uns Mädchen heimlich verehrt wurde, Dr. Grimm, ein Jude. Er trug – zu unserem Entzücken – sommers wie winters Gamaschen. Er wirkte vornehm, elegant, distinguiert. Dr. Grimm stand bei uns in höchstem Ansehen. Könnte es sein, daß es gegenüber jüdischen Akademikern weniger unbewußte Vorbehalte gab? Dr. Grimm starb, bevor die Verfolgung unerträglich wurde.

Wenn auch die jüdischen Mitbürger seit 1935 immer mehr aus dem Straßenbild verschwanden, so hatte unsere Familie doch weiterhin Kontakt zu vielen Juden. 1933 hatte sich mein Vater geweigert, die ihm von dem damaligen Dezernenten des Kölner Gesundheitsamts, Dr. Coerper, zugewiesene Durchführung der Sterilisierungsmaßnahmen (nach dem „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“, verkündet am 14. 7. 1933) zu übernehmen. Von den Rücksprachen mit Kardinal Schulte und Domkapitular David war mein Vater ungetröstet und unberaten zurückgekommen. Aus eigener Gewissensentscheidung quittierte er seinen Dienst als leitender Stadtarzt, erkrankte über mehrere Jahre schwer und konnte erst 1937 unter größter finanzieller Bedrängnis eine ärztliche Praxis am Hohenzollernring aufmachen. Nach den ersten kargen Monaten strömten die Patienten zu ihm. Es kamen Juden über Juden. Er war Tag und Nacht für sie da, hat ihnen ärztliche Atteste ausgestellt, hat ihnen Verbindung zu der belgischen Botschaft geebnet, zu der er Zugang hatte und die ihn in seiner Arbeit unterstützte. Herr Lux von der belgischen Botschaft, mit dem er zusammenarbeitete, wurde zu uns eingeladen. Juden waren nie Gast in unserem Haus.

Ich weiß, daß mein Vater sein Leben für diese Patienten riskiert hat. Er war betroffen von ihrem Leid, von ihrer Rechtlosigkeit und ihrer Angst. Aber ich meine nicht, daß er große Sympathie für sie empfunden hat. Er hat es für seine Christenpflicht gehalten, ihnen zu helfen, so gut er vermochte. Mehr nicht. Das war damals sehr viel. Aber nicht genug. Wir Jugendlichen versuchten unseren Protest

gegen die nationalsozialistische Gewaltherrschaft auf andere Weise auszudrücken. Wir hatten uns vorgenommen, in der Straßenbahn für jeden Juden aufzustehen. Seit dem 19. September 1941 mußten sie den gelben Davidsstern tragen. Es wird im Jahr 1942 gewesen sein – von der Wannseekonferenz, die am 20. Januar 1942 stattgefunden und die Austilgung der Juden beschlossen hatte, wußten wir nichts. Aber auch ohne dies war es schlimm genug. Schon wurden sie in die Sammellager vor den Toren Kölns getrieben, um Haus und Hof und Habe beraubt, gedemütigt, entwürdigt, geschändet.

In der Straßenbahn 8, die von Müngersdorf kam, begegnete ich persönlich zum ersten Mal nach vielen Monaten Menschen, die gebrandmarkt waren durch den gelben Stern. Vier Frauen saßen dort, vier alte Vetteln, dick, breit, ordinär. Sie aßen aus dem Papier (wie konnte man nur!). Sie hielten sauer eingelegte Gurken in der Hand und bissten davon ab. Das waren für mich Bilder, wie ich sie nur aus dem Stürmer kannte, widerlich, ungepflegt, gierig. Das waren die Juden, vor denen ich mit Respekt hatte aufstehen wollen. Aber sie saßen schon. Sie kümmerten sich auch nicht um die Stehenden in der Straßenbahn, sie saßen dick und breit, bar jeder Würde, so empfand ich damals.

Was den Stürmer betrifft: Ich habe ihn nie in der Hand gehabt. In meinem vornehmen Villenvorort gab es keine Parteikästen. Ich sah sie vielleicht gelegentlich in der Stadt oder eine böse Judenkarikatur auf einem großen Plakat. Innerlich schirmte man sich dagegen ab, ergriff die Partei der Verleumdeten, der Entrechteten. Aber wenn man ihnen dann wirklich auf der Straße begegnete oder in der Straßenbahn, da war es mit der Würde nicht weit her. Vielleicht habe ich auch das den Juden übelgenommen. Und manchmal habe ich den Verdacht, daß die gehässigen Karikaturen des Stürmers sich doch tiefer in meine Seele eingegraben haben, weil sie nicht allzu weit entfernt waren von dem Bild des Jüdischen, das immer wieder in der Literatur aufgetaucht ist. Man denke nur an den „Hungerpastor“ von Wilhelm Raabe.

Ein paar Jahre zuvor, am 10. November 1938, versuchte mein Vater seinen Patienten beizustehen. In unserem Vorort hatten wir nichts vom Brand der Synagoge und von der Zerstörung und Plünderung jüdischer Geschäfte gemerkt. Erst auf dem Schulweg erfuhren wir Kinder davon und waren tief betroffen. Als ich nach Hause kam, war meine Mutter verzweifelt. Im Lauf des Vormittags waren die Braunen in die uns gegenüberliegenden jüdischen Häuser eingedrungen, hatten das kostbare Porzellan, die wunderbaren Sammlerstücke, die unsere Nachbarn besaßen, zum Fenster hinausgeworfen. Für unsere an Zerstörung ungewohnten Augen war es ein entsetzlicher Anblick der Entwürdigung, der Entrechtung, der Enteignung, der Demütigung. Meine Mutter stöhnte nur: „Wie gut, daß der Vater nicht da war. Der hätte versucht, einzugreifen.“

Am Abend schickte mein Vater mich, die 13jährige, in das gegenüberliegende Haus, auch sie seine Patienten, um zu fragen, ob sie unserer Hilfe bedürften. Ich

verließ das Haus in der falschen Richtung, schlug meinen Mantelkragen hoch, machte einen Umweg von einer Viertelstunde, kam unerwartet durch das unbebaute Nachbargrundstück an den Zaun, kletterte darüber und näherte mich dem Haus, das von einem tödlichen Schweigen umgeben war. Ich klopfte an die Tür, ich klopfte an die Fenster, ich rief leise, nichts vernahm ich. Ich schlich zu dem Kellereingang, hinter dem ich die Küche vermutete. Das einzige, was ich vernahm, war das hohle Ticken einer Uhr. Sonst nichts. Todesstille. Ich konnte nicht helfen. Die Bewohner waren geflohen, waren untergekröchen, irgendwo.

Meine Erinnerungen über meine Familie schienen eindeutig, wenn es nicht einen Vorfall gäbe, den ich lange fast vergessen hatte. Es muß vor 1935 gewesen sein. Die seltenen Male, die mein Vater mit uns spielte, ging es über Tische und Bänke, sehr zum Unwillen meiner Mutter, die das „läppische Benehmen“ meines Vaters nicht ausstehen konnte. Einmal also stellte er sich im Übermut vor uns hin, steckte die beiden Daumen in seine Weste und zitierte. Ich muß, so schrecklich es ist, diesen Vers wiedergeben, um begrifflich zu machen, was in unserer Familie ablief: „Der Schmul sprach zum Itzig, wo kommst du denn her? Ich hab mich so eben gebadet, spricht der. Ich bin nicht so dreckig wie andere Leut, ich bad mich jed's Jahr um die nämliche Zeit.“ Das sagte er natürlich nicht auf hochdeutsch, sondern in einer gebrochenen Sprechweise, wie sie den Ostjuden zugeschrieben wurde. Es schien ein Scherz zu sein. Aber er ist mir in der Kehle stecken geblieben. Der Blick, den meine Mutter dem Vater zuwarf, war für mich unvergeßlich. Begriffen habe ich ihn erst Jahre später. Mein Vater machte sich auf Kosten der Juden lustig. Waren Juden Menschen, auf deren Kosten man sich amüsieren durfte? Gab es auch für meinen Vater Juden, die man schätzte, und Juden, die man verachtete, weil man das, was sie verachtenswert machte, für jüdisch hielt?

Ein winziger Vorfall – ist dem irgendein Gewicht zuzuschreiben im Verhältnis zu dem, was mein Vater für seine jüdischen Patienten getan hat? Er hat ihnen bis zuletzt beigestanden, hat ihnen zugeredet, nicht freiwillig sich nach Theresienstadt zu melden. Wollte, daß sie ausharrten, fand, durch den Geheimtip eines SS-Offiziers, Wege, nach schweren Bombenangriffen ihnen Lebensmittelmarken und Ausweise zu besorgen. Eine jüdische Familie konnte er mit Hilfe der Ordensoberin im Vinzenz-Hospital in Nippes an der holländischen Grenze unterbringen. Sie überlebte. War es von Bedeutung, daß sie katholisch und seit Generationen assimiliert war? Und dabei verkörperte diese Mutter mit den zwei ältlichen Töchtern eigentlich genau das, was in der Nazizeit als Charakteristikum der Juden hingestellt wurde: weich, schwammig, unzufrieden, streitsüchtig, rechthaberisch. Ich mußte lügen, wenn ich behaupten wollte, sie seien uns sympathisch gewesen. Aber mein Vater ertrug sie mit unerschütterlicher Geduld.

Bis 1942/43 hatte mein Vater viel Kontakt mit Juden. Aber er schwieg darüber. Was wir nicht wußten und mein Vater nicht wußte und unsere jüdischen Patien-

ten nicht wußten, das war, daß die Transporte, die die Juden zu Arbeitseinsätzen in die Ostgebiete bringen sollten, in den Gaskammern endeten. Ich bin der Sache nachgegangen: Hätten wir es wissen können? Wir hörten regelmäßig – unter allen erdenklichen Vorsichtsmaßnahmen – den Londoner Rundfunk. Ich habe an den BBC geschrieben, was während des Krieges über die Juden berichtet worden ist. Ich erhielt die ungeheuerliche Auskunft: man habe selbstverständlich über sie berichtet. Drei Sendungen könnten sie mir nennen. Drei Sendungen von mindestens 2000! Und auch dann war nicht von systematischer Ausrottung und Vergasung die Rede.

Als wir nach der Kapitulation im französisch besetzten Gebiet die ersten Bildberichte über Auschwitz sahen, haben wir es nicht geglaubt und die Veröffentlichung für Greuelpropaganda und Chauvinismus gehalten. Aber mein Freund Ludwig, der 16 Jahre alt war, als der Krieg zu Ende ging, der hat es gewußt. Seine Freunde gehörten kommunistischen Familien an, die waren davon unterrichtet. In unseren kirchlichen Kreisen wußte man nichts davon. Oder wollten wir es nicht wissen?

Wiederholt sich nicht auch die Ambivalenz gegenüber den Juden, die ich in mir selbst und in meiner Familie aufspüre, in der Kirche? Wir Kinder haben zwar den Tod Jesu nie unseren jüdischen Mitschülerinnen zum Vorwurf gemacht. Aber daß die Juden als Volk daran Verantwortung trugen, ist uns wohl eingepflichtet worden. Nicht umsonst hieß es jahrhundertlang in der Karfreitagsliturgie von den „perfidis Judaeis“, den „treulosen Juden“: „Gott, unser Herr, möge den Schleier von ihren Herzen wegnehmen... Allmächtiger ewiger Gott, du schließest sogar die treulosen Juden von deiner Erbarmung nicht aus...“ Welcher Hochmut, welche Selbstgerechtigkeit steckte in diesen Worten, die erst 1959 von Papst Johannes XXIII. als Unrecht erkannt worden sind, unsere Jugend aber und ganze Generationen geprägt haben.

Auch das „hoi Joudaioi“ des neuen Testaments in seiner Verurteilung und Abwehr steckt nicht nur mir in den Knochen. Mit unseren Pfarrern und Religionslehrern waren wir uns zwar einig, daß den Juden ungeheuerliches Unrecht geschah durch die Nazis. Die Empörung und die Besorgnis waren echt. Und dennoch, auch hier war die Ambivalenz spürbar, mit den Händen greifbar, bis auf den heutigen Tag. Ich habe immer wieder in der Kirche die Meinung vertreten gefunden, daß die Jahrtausende währende Verfolgung der Juden in Anbetracht ihrer Ablehnung Jesu Christi doch irgendwie, wenn auch mit Einschränkung, zu Recht bestehe.

Ambivalenz in meiner eigenen Kindheitserfahrung – Ambivalenz in der Familie – Ambivalenz in der Kirche, wie sollte ich zu einer Einstellung gegenüber Juden und zum Jüdischen finden, die entspannt und gelöst ist, die sich der eigenen Vorbehalte bewußt ist und sie zu überwinden vermag?

Zwei Begebenheiten sind noch erwähnenswert. Nach dem Krieg erst habe ich

erfahren, daß unser Stammvater, auf den unser Name zurückging, ein Jude war. Was hat diese Eröffnung in mir ausgelöst? Erstaunen und Verwundern, aber keine Identitätskrise. Sehr bewegt hat es mich nicht. Das aber ist die Geschichte unserer Familie: Ein junger Jude trat Ende des 18. Jahrhunderts mit etwa 18 Jahren zum katholischen Glauben über. Er wurde unter großen rituellen Flüchen von seiner hochangesehenen jüdischen Familie ausgestoßen. Er zog aus der Stadt, deren Namen er später tragen sollte, heiratete und hatte viele Kinder. Das war mein Urururgroßvater. Mein Großvater hatte Interesse an Ahnenforschung und hatte den Stammbaum unserer Familie bis ins kleinste nach dem Ersten Weltkrieg zusammengetragen und belegt. Über dem Sofa in unserem sogenannten Herrenzimmer hing der Stammbaum, an dem ich das letzte nicht bezeichnete Ästchen darstellte. Wir waren immer stolz auf den Stammbaum gewesen. Wir waren stolz auf unsere Familie. Und doch ist mir erzählt worden, daß mein Großvater hochbeglückt bei der Geburt meines Vaters ausgerufen habe: „Der Jud ist tot, der Jud ist tot.“ Mein Vater war das erste blonde Kind in der Familie. Die Tatsache unserer jüdischen Abstammung ist mir 20 Jahre verschwiegen worden.

Gegen den Stammbaum und das Ahnenbuch, ich besitze es heute noch, konnten die Nazis wegen seiner Vollständigkeit nichts einwenden. Sie wußten ja nicht, daß das Taufdatum des Urururgroßvaters, bis zu dem der Nachweis zurückging, nicht mit dem Geburtsdatum übereinstimmte.

Die zweite Begebenheit hat mich tiefer erschreckt. Nicht damals, als sie geschah, sondern erst Jahrzehnte später habe ich das Unrecht begriffen. Als junge Referendarin hatte ich die Aufgabe, das Märchen von Brentano „Gockel und Hinkel“ mit den zehnjährigen Sextanerinnen zu lesen. Es waren liebenswerte Kinder. Ich fühlte mich als Lehrerin wohl. Ich sollte die Novelle erzählen. Gokkel, Hinkel und Gackeleia sind ins Elend gekommen durch drei alte Juden. Sie heißen vieldeutig Halsab, Kropfauf und Steinkauf. Sie verführen das kleine Mädchen Gackeleia und planen ein großes Intrigenspiel, um in den Besitz eines Schatzes zu kommen. Ich erzählte also den Schülerinnen, die atemlos lauschten, das Brentanosche Märchen. Und ich höre mich heute noch fragen: „Und wer lauerte ihnen auf?“ Und die Kinder antworteten mit heller Begeisterung und mit der gleichen Selbstverständlichkeit wie ich: „Die drei Juden!“

Ich habe also im Jahr 1950 antijüdische Tendenzen verbreitet. Und weil es mir so selbstverständlich war, weil ich es nicht gemerkt habe, weil ich die Diffamierung nicht registriert habe, muß ich annehmen, daß es doch schon in meiner Kindheit etwas Natürliches war, Juden zu diffamieren. Juden, das waren die, denen man viel Schlechtes zutraute. Auch die deutschen Lesebücher verbreiteten fünf Jahre nach dem Ende des gloriosen tausendjährigen Reiches weiterhin subtilen Antisemitismus. Das Entsetzen über Auschwitz und den Holocaust hat mich erst 20 Jahre später gepackt. Bis dahin wiegte ich mich in der Sicherheit meines Selbstbetrugs, antifaschistisch und philosemitisch zu sein.



Es hat Jahrzehnte gebraucht, bis ich mir dessen bewußt geworden bin, bis ich neben meiner Faszination durch jüdische Kultur und Welt meine untergründige Ablehnung und Abwertung registrierte. Die positiven Erfahrungen mit unseren jüdischen Freunden nahm ich als etwas Selbstverständliches hin. Die Begegnungen mit Pinchas Lapide und David Flusser sind mir unvergeßlich. Als David Flusser meinen damals schwerstbehinderten Sohn Jeremias sah, stand er auf, küßte ihn in die Innenflächen seiner verkrampften Hände, legte dem Kind seine Hand auf das blonde Haar und sagte: „Weißt du, daß Jesus für dich gestorben ist, ganz besonders für dich?“ Unser Junge wußte keine Antwort darauf. Aber uns war es wie eine prophetische Vision, uns liefen die Tränen die Wangen herunter.

Aber wenn ich in Israel einer bösen jüdischen Mamma begegne, ist sie nicht einfachhin ein unangenehmes Weib, wie es sie millionenfach auf der Welt gibt, sondern eine widerliche Jüdin, wie eben die Mutter von Trudeli. Oder wenn ich etwas von der Geschäftstüchtigkeit eines Juden höre, rasten alte Vorstellungen in mir ein, an denen meine Familie, die Literatur, die Kirche und natürlich die nicht zu übersehenden Karikaturen der Nazis ihren Anteil haben. Ich erwarte wohl, daß alle Juden in würdevoller Trauer einhergehen und sich mit der Vergangenheit und dem Holocaust beschäftigen. Es ist wie eine Spaltung in mir, wie eine Schizophrenie.

Warum muß ich das alles bedenken? Ich werde nicht fertig damit, was geschehen ist. Jeder Jude ist für mich ein Vertreter der sechs Millionen, die in unserem Namen umgebracht worden sind. Ich kann kein normales Verhältnis zu ihnen entwickeln. Ich kann sie nicht anschauen wie irgendein anderes Volk, wie die Franzosen, die Italiener, die Engländer oder die Polen. Obwohl wir auch denen Schreckliches zur Genüge angetan haben und obwohl ich mich auch denen gegenüber schuldig fühle. Aber das, was den Juden geschehen ist, überschreitet alles Ausmaß, und irgendwie fühle ich, daß etwas in mir daran noch auf eine andere Weise mitschuldig ist als an dem Unrecht, das sonst im Namen der Deutschen in diesem oder in früheren Kriegen geschah. Es ist so, als ob tief unbewußt in mir eine Einschätzung des Jüdischen steckte, die auf uralten Vorurteilen beruht, deren Vorhandensein Unrecht ist und in die ich doch immer wieder abrutsche. Ich möchte endlich einmal böse auf einen Juden sein können, ohne daß es eine Rolle spielt, daß er Jude ist, sondern weil er eben unerträglich und egoistisch und, was weiß ich, ein Betrüger ist. Ich möchte mich über eine Jüdin ärgern können, weil sie grob, gewöhnlich und gemein und anmaßend ist, wie ich über eine hoffärtige Italienerin oder eine hochmütige Französin wütend wäre. Aber da wäre ich wütend auf die Frau und nicht auf die Angehörigen eines Volkes.

Der Antisemitismus, den ich so lange verleugnet habe, scheint immer noch unbewußt in mir zu wirken.